In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 23. Posen, den 27. Januar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(21. Fortsetzung.)

„Ach, wozu hätte ich dich damit erschrecken sollen,“ erwiderte Justus liebevoll, „daß ich dir all das Fürchterliche erzähle, das ich mitgemacht habe? Ich mag selbst nicht gern daran denken. Na und du,“ wandte er sich herzlich zu Besserl, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „wie geht's dir? Was treibst du jetzt?“

Da sagte Besserl sein Sprüchlein vom Kaiser von Mexiko, von dem weiten Weg dahin und von zerrissenen Schuhen, ein klägliches Bettlersprüchlein, so recht zum Erbarmen für jedermann und gar für einen ehemaligen Kriegskameraden, der Haus und Hof besaß und nicht auf die Landstraße hinaus mußte.

Justus verstand sogleich, worauf es dem Mexikaner ankam. „Ich freue mich,“ lächelte er, „daß du zu mir getroffen hast. Komm nur, du sollst nicht umsonst angeklopft haben.“

Sie gingen aus dem Garten dem Haus zu, und Knollmeyer erhob sich aus seinem Versteck, völlig betäubt von dem Neuen, das ihm die letzte Stunde gebracht hatte. Er war noch unfähig, es zu ordnen, seine Schlüsse daraus zu ziehen. Nur soviel konnte er schon jetzt daraus entnehmen, daß ihm eine Waffe in die Hand gegeben war, mit der er den Feind niederschmettern konnte.

Es umbrauste ihn wie ein Sturm, als er an Saltzenbrods Hoftor vorbeikam. Da saß der Rudolf auf der Steinbank und stierte vor sich hin.

Er konnte nicht anders, er mußte bei dem Knecht stehenbleiben und eine Frage an ihn richten: „Nun, was sagst du dazu, daß dein Herr ein Bein mehr hat, als er eigentlich haben sollte?“

Rudolf sah ihn mit verglasten Augen an. Dann erhob er sich wankend und flüsterte heiser, während sich sein Mund vor wehem Ingrimm krümmte: „Das hab' ich längst gewußt, daß das nicht unser alter Justus ist, sondern ein anderer.“

„Warum hast du es dann nicht gesagt?“ fuhr ihn Knollmeyer an. Rudolf zuckte die Achseln und sank wieder stumpf auf die Bank zurück.

Knollmeyer lachte höhnisch auf und ging aus dem Dorf auf die Straße, die der Mexikaner nehmen mußte. Ja, er hatte noch einiges mit dem Landstreicher zu sprechen! Er spürte es gar nicht, daß er noch nicht zu Mittag gegessen hatte, o, was er heute erfahren hatte, stand dafür, auch drei Tage lang zu hungern.

XIX.

Am Fenster neben der Nische mit dem heiligen Johannes von Nepomuk saß der ausgediente Briefträger Aschenbrenner, rauchte seine Pfeife und beobachtete die Dorfstraße mit den Augen eines Falken. Sie zog sich nahezu leer zwischen den Häusern hin, nur unbedeutend belebt durch einige Spatzen, die um Roßäpfel zankten, und die schienen selbst diesem gewissenhaftesten aller Statistiker nicht wichtig genug, um sie in seine Aufzeichnungen einzutragen. Für sein Register begann der Straßenverkehr mit den Hühnern und Haustauben, aber die wenigen Geschöpfe dieser Gattung, die sich eben in Aschenbrenners Blickbereich herumtrieben, waren bereits statisch in ihre Rubriken untergebracht, und nun saß Aschenbrenner da und wartete auf weitere Beschäftigung.

Wenn er in seinem Buch zurückblätterte, so bemächtigte sich seiner kein geringer Stolz. Weiß Gott, auf den Seiten für gestern und vorgestern und vorvorgestern drängten sich ja die Striche in den Kolonnen für alle Arten von menschlichem Straßenleben. Gewiß hatte auch in Prag oder in Wien kein größeres Gedränge sein können als auf der Dorfstraße vor Aschenbrenners statistischem Ausguck. Sogar der Gemeindevorsteher war an jedem dieser Tage mehrere Male vorübergekommen. Er stand in der Rubrik: Besondere Erscheinungen. Ja, da war es zugegangen wie in einem Ameisenhaufen, als die Nachricht gekommen war, die Oesterreicher hätten eine große Schlacht verloren bei Königgrätz. Hatte also der Mexikaner, der Besserl, doch mit dem recht behalten, was er über den Ausgang des Krieges orakelt hatte, und übrigens hatte ja auch der Justus Saltzenbrod jedem, der es hören wollte, dasselbe gesagt. Ja, nun machte der Benedek, daß er schleunigst nach Wien kam, und da zeigte sich wieder einmal, daß die großkopfeten Generale nicht allemal die Weisheit mit dem Schöpflöffel gefressen haben, sondern daß ein einfacher Mann bisweilen besser wußte, wo der Hase im Pfeffer liegt. Es ist eben ein Jammer, dachte Aschenbrenner, daß nicht immer die rechten Leute auf den rechten Platz gestellt sind. Der Besserl hätte neben den Benedek gehört, und was den Aschenbrenner selber anlangte, wie ganz anders stünde das österreichische Postwesen da, wenn man ihn zum Generalpostoberdirektor in Wien gemacht hätte.

Aber er wollte sich nicht ärgern und richtete seine Gedanken lieber auf die Frage, warum die Straße heute gar so einsam und öde dalag. Sicher war nach der Aufregung der letzten Tage eine Art Betäubung über das Dorf gekommen, vielleicht auch ein wenig Angst, weil es doch gestern abend geheißen hatte, nun könne man bald die Preußen erwarten. Ja, die Preußen, wenn die ins Dorf einmarschiert wären, was für ein wundersames Ereignis für Aschenbrenners Register, zumal für die Rubrik „Besondere Erscheinungen“, als welche man die Preußen doch füglich ansehen durfte. Aschenbrenner hatte ein bestimmtes Vorgefühl davon, daß er heute noch Bedeutsames würde verzeichnen können; und er brauchte bloß den Johannes von Nepomuk in seiner Nische anzusehen, um seine Ahnung bestätigt zu finden.

Zwischen Aschenbrenner und dem Heiligen an seinem Haus bestand ein vertrauliches Verhältnis. Eigentlich gehörte ein Johannes von Nepomuk immer an eine Brücke, weil ihn doch der böse König Wenzel dazumal in Prag von der Karlsbrücke in die Moldau hat werfen lassen, und auch dieser heilige Johannes hatte seinerzeit an dem Steg über den Dorfbach gestanden. Aber dann war das hölzerne Brücklein durch ein neues, eisernes ersetzt worden, und dabei hatte man beschlossen, den altersschwachen Sandsteinheiligen gänzlich zu entfernen und ins Ausgedinge zu tun. Das hatte aber Aschenbrenners Mitleid erweckt, weil er darin eine Aehnlichkeit mit seinem eigenen Schicksal sah, und überdies war der Johannes von Nepomuk des Briefträgers Namenspatron,

dem er doch keine Unbill zufügen lassen durfte. Er hatte sich also den morschen Heiligen ausgebeten, hatte ihn an seinem Häusel in die Nische anbringen lassen und darin dem abgedankten Brückenwächter ein Obdach geboten.

Seitdem standen der Briefträger und der Heilige auf einem so guten Fuß miteinander. Der Johannes erwies sich seinem Schützer dankbar, indem er ihm durch allerlei kleine Vorzeichen merken ließ, wenn etwas Besonderes bevorstand. Nun wird man gewiß glauben, daß sich an einem steinernen Heiligen nichts ändern kann, aber man muß nur ein gutes Auge haben, dann kann man schon dahinter kommen, wenn einem sein Hausgenosse etwas zu sagen hat. Es waren da gewisse kleine Verschiebungen im Faltenwurf des Priesterrockes, Wandlungen in der Art der Händehaltung und vor allem im Ausdruck des Gesichtes, die kein anderer Mensch wahrnehmen konnte, die aber für Aschenbrenners Blick deutlich sichtbar waren.

Heute zum Beispiel war eine solche Spannung in den Mienen des Heiligen zu lesen gewesen, daß Aschenbrenner als gewiß annahm, er werde noch etwas in die Rubrik „Besondere Erscheinungen“ einzutragen bekommen. Darum saß er so ausdauernd am Fenster, um nichts zu verpassen, und wartete geduldig Stunde um Stunde.

Endlich aber währte es auch seiner Zähigkeit zu lange. Die Kaffeestunde war da, und Aschenbrenner war eben im Begriff, sich seufzend zu erheben, um den Topf aus der Ofenröhre zu holen, als er ganz unten am Ende der Straße einen Mann erblickte. Auf dem Kopf des Herankommenden war ein Geschiller von grünen Federn, und über seiner Schulter blinkte etwas, das konnte nur die Spitze eines Bajonettes sein. Aschenbrenners erster Gedanke war natürlich, daß die Preußen im Anmarsch seien, und sein Herz begann schon in freudiger Erregung zu pochen, aber ein schärferes Hinsehen überzeugte ihn, daß es kein Feind sein konnte, sondern nur ein österreichischer Gendarm, und gleich darauf erkannte er, daß es niemand anderes war als der Gendarm Kacafirek.

Immerhin war auch ein Gendarm ein Gegenstand für die Rubrik „Besondere Erscheinungen“, und Aschenbrenner sah ihm erwartungsvoll entgegen. Je näher er kam, desto unzweifelhafter war es, daß sein Gesicht von düsterem Ernst überschattet war, und das aufgepflanzte Bajonett machte es gewiß, daß Kacafirek nicht als harmloser Dorfbesucher einherwandelte, sondern umwittert von der schweren Wucht einer vorzunehmenden Amtshandlung.

„Jessas, der Herr Wachtmeister!“ rief Aschenbrenner dem Gewaltigen entgegen, als dieser in Sprechnähe angelangt war. „Das is schön, daß sich der Herr Kacafirek wieder einmal bei uns anschaun läßt.“

Der Gendarm war vor Aschenbrenners Fenster stehen geblieben: „Der Dienst halt! Der Dienst!“ Und es schien in dieser sommerlichen Sonnenhitze kein leichter Dienst zu sein, denn Kacafirek nahm den Gendarmentschako mit dem mächtigen Busch grünweißgleißender Hahnenfedern vom Kopf und wischte das Schweißleder mit dem Rockärmel ab.

„Was bringen Sie uns denn?“ forschte Aschenbrenner weiter, jetzt gänzlich davon überzeugt, daß dieser besonderen Erscheinung ihr Name mit vollem Recht zukam.

„Ich bring' nichts! Ich komm' einen holen!“ seufzte der Herr Wachtmeister, denn er war kein bärbeißiger Wüterich, sondern ein warmherziger Mensch, der seinen Mitmenschen mehr Gutes gönnte, als ihm zumeist zu bringen verhängt war.

„Ja, wen denn?“ keuchte Aschenbrenner atemlos, durchdrungen von der Größe der Ereignung.

Ein Briefträger ist eine Amtsperson, selbst ein ausgedienter, und ein Gendarm ist auch eine Amtsperson, und zwei Amtspersonen dürfen schon zueinander Vertrauen haben, und überdies, ob Amtspersonen oder nicht, es hätte dem Herrn Wachtmeister Kacafirek das Herz abgedrückt, wenn er sich hätte hinter das Dienstgeheimnis verkriechen müssen. Er trat an Aschenbrenners Fenster heran, legte die Hand an den Mund und flüsterte laut und vernehmlich: „Den Saltzenbrod! Den Justus Saltzenbrod!“

Des Briefträgers Unterkiefer klapperte herab, seine Augenbrauen erklommen die Stirn. Entsetzen versteinte ihn. „Den Justus? Den Justus?“ stotterte er mit lahmer Zunge, „ja, was hat er denn angestellt?“

„Man soll nichts drüber sagen . . . aber er ist halt angezeigt worden . . .“

Wenn der Wachtmeister Kacafirek erschienen wäre, um Aschenbrenner selbst zu verhaften, so hätte dieser nicht verwunderter sein können. Wie war es denn möglich, daß das aufgepflanzte Bajonett und die Dienstmiene Justus galten, auf dessen Unbescholtenheit Aschenbrenner Häuser gebaut hätte. „Angezeigt worden?“ frägte er, „von wem? Und warum?“

„Man soll halt nichts darüber sagen . . . aber er muß im Dorf Feinde haben, böse Menschen, die ihn nicht leiden können. Wissen Sie vielleicht, ob der Saltzenbrod einmal etwas mit dem Wiesinger gehabt hat?“

Der Wiesinger, also der Wiesinger war's gewesen, so, so, wehte der Wind von da her! Dem Wiesinger war's schon zuzutrauen, der hatte zwar offen nichts gegen den Justus gesagt oder unternommen, aber wenn man auf den Justus in seiner Gegenwart zu sprechen kam, so hatte er immer ein Gesicht gemacht, als wäre er imstande, den Saltzenbrod mit einem Löffel Wasser zu vergiften. Ja, jetzt fiel einem alles das nachträglich erst auf, ja, ja, es konnte schon sein, daß sie sich irgendwie zerkriegt hatten, seit dem Kartenspiel damals war das so, wo der Justus dem Wiesinger das Geld abgenommen hatte. Wenn jeder, der einmal ordentlich verspielte, gleich dem Gewinner den Wachtmeister über den Hals schicken könnte, so wäre das Kartenspielen eine teufelsmäßig üble Erfindung. Aber womit in aller Welt hatte der Wiesinger die Gendarmerie gegen den Justus aufbieten können?

„Ja . . . man soll halt nichts darüber sagen,“ seufzte Kacafirek, „ein preußischer Spion soll er halt sein, der Justus.“

Ach, du lieber Himmel, ein preußischer Spion, ja wie so denn ein preußischer Spion? Vom Fleck weg hätte Aschenbrenner beschwören mögen, daß Justus kein preußischer Spion sei. Aschenbrenner fühlte sich gewissermaßen für Justus verantwortlich, er war es ja gewesen, der Justus bei seiner Heimkehr entdeckt und sozusagen ins Dorf zurückgeführt hatte, und man sollte ihm, einem kaiserlich-königlichen Briefträger nicht nachsagen dürfen, daß er einen preußischen Spion dahergebracht habe. Nein, das war ganz gewiß eine böswillige Erfindung dieses Wiesinger, kein Mensch konnte ihn, den Aschenbrenner, dazu verhalten, daß er diese Verleumdung glauben sollte.

Kacafirek schien Aschenbrenners heftiges Eintreten für den Beschuldigten nicht zu mißbilligen, er nickte ihm nachdenklich zu und fuhr fort: „Ich kann's auch nicht glauben, aber er wird halt vielleicht ein bissel unvorsichtig herumgeredet haben. Und jetzt, wo das große Unglück bei Königgrätz geschehen ist, ist so was gleich Landesverrat und macht einen als Spion verdächtig.“

Ach ja, jetzt entsann sich der Briefträger, daß der Justus gleich damals mit dem Wiesinger aneinander geraten war, weil Justus über die Preußen eine andere Meinung gehabt hatte, und man hatte ihn auch hernach öfter sagen hören, daß sich die Oesterreicher mit den Preußen lieber vertragen als Streit anfangen sollten. Wenn das aber schon Landesverrat war, so konnte man einem aus jedem unvorsichtigen Wort einen Strick drehen. Peinlich war die Sache für Justus auf jeden Fall, das sah Aschenbrenner ein; jetzt, wo alles in Aufruhr war und man überall Schuldige suchte, um ihnen einen Teil des öffentlichen Unheils zuzuschieben, konnte einem nichts Schlimmeres begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Der standhafte Peter.

Von Carol Burbach.

Peter Strabold war eine solide, ernste Natur, und was er einmal unternahm, führte er auch durch. Als er geboren wurde, sah er aus wie ein kleines Monstrum, so häßlich, daß man es sich kaum vorstellen kann, und er entwickelte sich so konsequent in derselben Richtung weiter, daß, als er zwanzig Jahre zählte, alle jungen Männer im Umkreis von zehn Meilen hübscher und stattlicher waren, als Peter. In seinem zwölften Lebensjahr wurde er Lehrling bei einem Eisenwarenhändler, und als er seinen fünfunddreißigsten Geburtstag feierte, war er der größte Eisenwarenhändler in der ganzen Gegend.

Wie schon gesagt, gab Peter niemals etwas auf, was er sich fest vorgenommen hatte, indessen ließ er sich Zeit dazu.

Lina Hoffs Mutter wohnte über dem Eisengeschäft von Peters Chef und unterhielt eine Pension für schulpflichtige Kinder, zu anderhalb Gulden den Tag, alles inbegriffen. Um acht Uhr Frühstück, bestehend aus Tee mit Brot und Käse, um halb eins nach holländischem Gebrauch, Kaffee mit Brot, Käse und Wurst und um halb sechs „Diner", bestehend aus Kartoffeln, Gemüse und Fleisch, und Sonntags, etwas extra. Von dem Gewinn, den dieser Betrieb abwarf, mußten sowohl Mala als auch Lina und der kleine Josef leben; wenn man jedoch die nicht zu beschreibende Eßlust der schulpflichtigen Kinder und den Pensionspreis von anderthalb Gulden den Tag berücksichtigt, ist es nicht zu verwundern, daß Frau Hoffs Garderobe etwas verschossen auszusehen pflegte und die kleine Lina immer und ewig auf schiefgetretenen Absätzen lief.

Der einzige Fall, in dem Peter sich die Frage vorlegte, ob sein Beruf auf Erden wohl der richtige wäre, trat ein, wenn Lina, die sechs Jahre jünger war als er, durch den Garten trippelte und freundliche Blicke in das Kontorfenster warf. Wenn er ein Kolonialwarenhändler gewesen wäre, wie einfach hätte es sich gemacht, der lieben Kleinen eine Tüte mit Feigen oder eine Tafel Schokolade zuzustecken. Und er begann den Eisenhandel zu verabscheuen; denn wenn auch angenommen werden darf, daß Linas Appetit gut war, so war es doch nicht gut möglich, dem hübschen Ding Nägel oder Schrauben anzubieten, selbst wenn Lina und ihre Mutter gewöhnt waren, von etwas meist so schwer Verdaulichem wie schulpflichtigen Kindern zu leben.

Nichtsdestoweniger hatte er sich vorgenommen, der Kleinen eine Freude zu machen, weshalb er für einen ziemlich hohen Betrag Fruchtbonbons einkaufte und ihr die nach und nach zusteckte.

Als Lina sechzehn Jahre alt war, konstatierte Peter mit einigem Befremden über sich selbst, daß er einen tiefgründigen Haß hegte gegen alles, was sich Gymnasiast nannte. Es war kein Neid auf ihre größere Bildung, was hierbei eine Rolle spielte. Zwar wußten die Burschen erheblich mehr von Julius Cäsar, Alexander dem Großen und Kleopatra als Peter, aber wenn man sie nach soliden Eisschränken und erstklassigen Schlittschuhen gefragt hätte oder danach, welche Fabrik die geschmackvollsten Schirmständer lieferte, würden sie zweifellos verlegen dagestanden haben. Jeder sein Fach, dachte Peter, und alldieweil Eisschränke, Schlittschuhe und Schirmständer sowohl sehr nützliche als auch angenehme Dinge sind, während Julius Cäsar und Alexander der Große sowohl zu ihren Lebzeiten als auch jetzt noch vorwiegend Schrecken und Sorgen verursachten, wünschte Peter sein Wissen durchaus nicht mit ihrem zu tauschen.

Indessen, wenn die Gymnasiasten, die von Frau Hoff verpflegt wurden, zusammen mit Lina zur Tanzstunde gingen, kümmerte sich diese junge Dame um Peter nicht viel mehr als um einen verrosteten Nagel.

Inzwischen wuchs Lina heran, und Peter lief umher mit unsauberen und ungestärkten Kragen, um für die dadurch ersparten Summen seine geliebten Bonbons und Eintrittskarten für das Theater kaufen zu können. Es war ihm aber nicht möglich, sich des Abends vor halb neun frei zu machen, und so mußte er es mit ansehen, wie Lina zu den Vergnügungen, zu denen er sie eingeladen hatte, in Gesellschaft der gefürchteten Konkurrenten ging. Einmal sollte ein großes Eisfest stattfinden, und Peter mietete für diese Gelegenheit den schönsten Schlitten, den er auftreiben konnte — Schlittschuh laufen konnte er leider nicht — und lud wiederum Lina ein. Und sie lachte und versprach mitzugehen. Und Linas Mutter sagte, wie gerne sie ihm zum Danke ein Glas Wein vorgesetzt haben würde, wenn sie dieses nur im Hause gehabt hätte Peter lachte und jubelte innerlich und verkaufte Reißnägel, wenn jemand Tablettes verlangte, und machte alles verkehrt und nahm sich vor, Lina mitzuteilen, was in seinem Gemüt vorging. Des Abends jedoch kam das Mädchen von Frau Hoff und bat Herrn Peter, es doch ja nicht übel zu nehmen, aber die Damen hätten vergessen, daß Lina schon eher von Herrn Janson von Zimmer Nr. 7 eingeladen war.

Darauf begab sich Peter in den dunklen Winkel des Ladens, in dem die Revolver zu hängen pflegten, und dachte ernstlich darüber nach, ob er nicht einen auf eigene Rechnung nehmen und sich damit totschießen sollte; es war jedoch nur noch einer vorhanden, und er durfte seinen Chef nicht in Verlegenheit bringen, falls jemand einen Revolver verlangen sollte.

Jetzt kam für Peter eine ruhige Zeit. Lina wurde zwanzig Jahre alt und entwuchs der Hofmacherei der Gymnasiasten. Peter schöpfte wieder mehr Atem, ging mit einem halben Dutzend vergoldeter Teelöffel in einem seidengefütterten Etui bei Gelegenheit von Frau Hoffs Geburtstag hinauf und fragte, ob er sie nicht mit einem Dutzend Krebsmesser erfreuen dürfte. Darauf bemerkte Lina mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln, „daß Herr Strabold immer so außerordentlich nett wäre" und fragte Frau Hoff, ob sie nicht mit Peters Mutter noch in derselben Pension gewesen wäre, und fügte hinzu, daß sie Peter so gern zum Essen eingeladen haben würde, wenn nicht das Mädchen mit hohem Fieber zu Bett gelegen hätte.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages zählte Peter sein bares Geld und das seines Sparkassenbuches zusammen, und sechs Monate später mußte Peters Chef sich einen anderen Angestellten nehmen, und einige Straßen weiter stand auf einem großen Schild zu lesen: Peter Strabold, Eisenwaren, Küchenherde, Landwirtschaftliche Geräte.

Die erste, die in dem neuen Laden etwas kaufte, war Frau Hoff. Und zwar eine Anzahl Messer und Gabeln und einen eleganten Nickelkessel.

„Viel Glück mit Ihrem neuen Geschäft, Herr Strabold. Sie sind wohl so freundlich, diese Kleinigkeit anzuschreiben?"

„Aber gewiß — mit dem größten Vergnügen." Und Peter schrieb an und notierte die Messer einen und die Gabeln zwei Gulden pro Dutzend billiger, als sie ihn selber kosteten, ein Luxus, den er sich ruhig gestatten konnte, da von Bezahlung doch keine Rede war.

Glücklicherweise waren nicht alle Kunden von dieser Sorte. Das Geschäft ließ sich gut an, und nach einiger Zeit erkühnte sich Peter bei Frau Hoff anzufragen, ob er ihr seine Aufwartung machen dürfe. Kaum hatte er bei ihr Platz genommen, so bat er sie, Linas Glück in seine Hände legen zu wollen. Die Aussichten in der Eisenbranche wären nicht schlecht, und seine Liebe von der Art, daß sie imstande sein würde, Eisenstäbe zum Schmelzen zu bringen. Aber Lina gab Peter die Versicherung ihrer tiefgefühlten Hochachtung und warmen Freundschaft. Nur ihn zu heiraten, dazu könne sie sich nicht entschließen. Total zerschmettert, das Taschentuch vor den Augen, eilte Peter die Treppen hinunter und in sein Geschäft zurück, das ihm jetzt kalt und leer und sinnlos vorkam.

Jedoch die Zeit verging, die Preise der Lebensmittel stiegen und die Väter der schulplichtigen Kinder wollten nicht mehr als anderthalb Gulden den Tag zahlen Die Herren aus der Stadt tanzten mit Lina Hoff, machten ihr den Hof, schrieben ihr ins Poesiealbum, blatterten ihr die Noten um, gingen im Sommer mit ihr rudern und fuhren sie von dem einen Ende des Sees zum andern. Nur in den gefährlichen Ehehafen wagten sie sich nicht mit ihr.

Aber Peter Strabolds Eisenhandel ging gut. Die Kunden gingen ein und aus, die Kasse stand den ganzen Tag nicht still; und er wurde um einige Tausend Gulden höher für die Einkommensteuer veranschlagt. Alle Mütter von heiratsfähigen Töchtern nickten ihm, wenn er in der Ladentür stand, freundlich zu und luden ihn zum Tee ein.

Und Frau Hoff und Lina begannen ebenfalls in Peters Laden hineinzuspähen, nickten freundlich und herablassend und taten, als ob nichts vorgefallen wäre. Und als Peter sich wieder einmal zu ihnen wagte, um sich nach einer Adresse zu erkundigen, die er längst wußte, setzten sie ihm Milchschokolade mit Gebäck vor und sprachen von dem traurigen Los zweier alleinstehender Frauen.

Als Peter nach diesem Besuch heimgekehrt war, besah er sich in seinem Rasierspiegel, ob er vielleicht in letzter Zeit etwas hübscher geworden wäre, da die Damen doch so auffallend liebenswürdig gewesen waren. Aber ach! Sein Haar war noch ebenso rot, seine Sommersprossen lachten freundlicher als jemals zuvor, und seine Nasenspitze zeigte noch immer nach oben. Jedoch — vielleicht waren Lina endlich die Augen aufgegangen für seine treue Liebe und seine Aussichten. Peter faßte wieder Mut, und während die Familie Hoff in der Ferienzeit einige Tage auswärts zubrachte, ließ er in ihrer Küche einen schönen Herd Nr. 1 anbringen. Und als sie zurückgekehrt waren, meldete er wieder seinen Besuch an und — holte sich zum zweiten Male einen Korb.

Das konnte Peter nicht verstehen. Es ist jedoch nicht so unbegreiflich, wenn man weiß, daß Lina in der Sommerfrische einen jungen Gutsbesitzer kennengelernt hatte, der weder rotes Haar noch eine Stülpnase, noch Sommersprossen hatte und, von Lina auf dem Piano begleitet, den Troubadour gesungen und sie gefragt hatte, ob es ihr auf dem Lande gut gefiele.

Es stellte sich jedoch bald heraus, daß der Gutsbesitzer allen jungen Mädchen, die er kennen lernte, die Arie aus dem „Troubadour" vorsang und alle fragte, ob es ihnen auf dem Lande gut gefiele. Zum Schluß machte er überdies Bankerott, während Fräulein Lina gleichzeitig ihr vierunddreißigstes Lebensjahr erreicht und Peter Strabold sein Geschäft vergrößerungshalber ausbauen mußte.

Unter diesen Umständen braucht es keine Verwunderung zu erregen, daß Frau Hoff das Bedürfnis zur Anschaffung von einem Paar schöner, neuer Waffeleisen empfand, mit denen man fünf Waffeln auf einmal backen konnte.

Und während besagtes Eisen ausgesucht wurde, fragte Frau Hoff. ob Herr Strabold sich denn gar nicht mehr um zwei arme

Frauen kümmern wollte, die mit soviel Interesse die glänzende Laufbahn des Mannes verfolgten, den sie noch als Anfänger gekannt hätten, in der Zeit, da er Lina Tüten mit Feigen schenkte?

Und Peter erklomm nochmals die neunundzwanzig Stufen der langen holländischen Treppe, die zu den Gemächern seiner Liebsten führten, steckte Josef im Vorbeigehen einen Taler in die Hand und ward von der errötenden Lina empfangen. Da die Krankheit des Dienstmädchens zufälligerweise nicht chronischer Art zu sein schien, war es Peter diesmal vergönnt, etwas Weißkohl mit Wurst mitzuessen mit denen, die er so von Herzen lieb hatte. Außerdem wurde er jetzt mehrere Male in der Woche zum Essen eingeladen. Und immer gab es Kohl mit Wurst, die endlos zu sein schien wie Peters Liebe.

Als Peter dies elfmal mitgemacht und festgestellt hatte, daß noch immer ein großes Stück Wurst übrig blieb, fragte er Lina, ob sie nicht glaube, daß eine achtzehn Jahre lange treue Liebe ausreichte, ihre Zustimmung zu erlangen, nun seine Frau zu werden.

Und Lina brach in Tränen aus, schlang ihre Arme um Peters Hals, seufzte und sagte, daß sie ihn innig, wirklich furchtbar lieb hätte — aber, daß sie seine Frau nicht werden könnte. Es war nämlich auf dem Postamt gerade ein neuer Beamter aus der Stadt eingestellt worden, glattrasiert und mit Taillenschnitt im Jackett, der überdies eine Tenorstimme hatte und der Lina auf dem letzten Gartenfest mehrmals so sonderbar angesehen hatte.

Jedoch auch auf diesen Postbeamten war kein Verlaß, denn es stellte sich heraus, daß er im geheimen mit einem Mädchen aus der Stadt verlobt war, und daß er Fräulein Lina nur deshalb so sonderbar angesehen hatte, weil er fand, daß sie so sonderbar war.

Dies hatte zur Folge, daß im Februar, als es kalt und sehr glatt auf der Straße war, Fräulein Lina vor Peter Strabolds neuem Geschäft auf dem Trottoir ausglitt, nachdem sie sich erst sorgfältig vergewissert hatte, daß Peter im Laden wäre. Und nachdem sie ausgeglitten war, weinte und jammerte sie, daß sie sich den Fuß verstaucht hätte so lange, bis Peter herauskam, sie zärtlich in seine Arme nahm und sie die neunundzwanzig Stufen hinauftrug. Oben saß Linas Mutter in ihren Sonntagskleidern und war natürlich sehr entsetzt und zu Tode erschrocken.

Als Peter vierzehn Tage später abermals um Linas Hand bat, schlug sie in reizvoller Verwirrung die Augen nieder und wollte, in Erinnerung an einen neu eingetroffenen Lehrer der Naturkunde durchblicken lassen, daß sie wohl noch etwas jung sei und ihr Herz noch nicht genügend kenne, um . . .

Aber jetzt wurde Peters Blick düster und drohend, und mit ungewöhnlicher Stimme sagte er: „Ja oder nein, Lina!" Da faßte Lina einen heldenmütigen Entschluß, schloß ihre Augen, als sollte sie einen bitteren Trank einnehmen, und reichte Peter ihren Mund zum Kusse . . .

Aut. Uebersetzung aus dem Holländischen von Willy Blochert.

Langfinger, die ihr Geschäft verstehen.

Von der „Tüchtigkeit" schwarzer Langfinger wußte der bekannte Wiener Dr. Emil Holub zu berichten, der sieben Jahre durch Südafrika reiste und das Ergebnis seiner Forschungen und Erlebnisse in einem mehrbändigen Werk seinerzeit niedergelegt hat. Er stieß auf den Stamm der Masuptaneger, die er als große Gaukler kennen lernte. Sie wurden aber an Geschicklichkeit noch von den Makalaka übertroffen, die wahre Meister im Diebeshandwerk darstellten. Ein Elfenbeinhändler kaufte eines Tages einen großen Elefantenzahn und legte diesen auf seinen Wagen. Es währte nicht lange, und die Makalakas brachten einen zweiten; doch konnte der Mann diesen nicht erstehen, weil der geforderte Preis zu hoch war, worauf die Verkäufer den Zahn zur Erde warfen und den Händler einluden, sich von dem großen Gewicht desselben zu überzeugen. Dieser tat es, und unterdessen wurde ihm der erste Zahn aus dem rückwärtigen Teile des Wagens gestohlen. Endlich gaben die schwarzen Verkäufer nach, und dies um so mehr, weil sie den Weißen auf einen dritten Zahn aufmerksam machten, den eben einige von der Seite herbeitrugen. Sie schienen es eilig zu haben, und so kaufte der Händler, während der zweite Zahn in den Wagen wanderte, auch den dritten. Nach dem Kaufe verschwanden die Makalakas auffallend rasch im Walde. Unser Mann, der mit dem Gewinn sehr zufrieden war, wollte sich nun die Ware noch einmal besehen. Aber wer beschreibt seinen Schreck, als die beiden Zähne aus dem Wagen verschwunden waren — und ebenso die Makalakas! Der Händler hatte drei Stück Elfenbein gekauft und nur eins erhalten. Während er um den zweiten Zahn feilschte, hatten ihm die Nigger den zuerst gekauften als dritten offeriert, und während er diesen dritten bezahlte, den zweiten genau so schnell aus dem Ochsenwagen herausstibitzt wie vorher den ersten.

Diebesglück.

Daß Diebe auf allerhand Schliche kommen, um im Falle des Ueberraschtwerdens doch noch mit heiler Haut davonzukommen, ist nicht neu. Aber die Eulenspiegelidee, auf die ein Einbrecher zu Bukarest in der Not kam, dürfte doch immerhin den Reiz des Erstmaligen haben, und wenn derartige Fälle prämiiert würden, wäre der Betreffende sicher ein hoffnungsvoller Bewerber.

Bei einem wohlvorbereiteten Einbruch in eine leere Wohnung geschah es ihm nämlich, daß irgend jemand doch unerwartet zurückkam und ihm, freilich ganz ahnungslos, durch sein Dasein den Weg ins Freie abschnitt. Kurz entschlossen drehte der Dieb sich daher in einen großen Teppich ein, der bereits zusammengerollt zum Klopfen dalag, und wartete in dieser sicherlich wenig angenehmen Situation den Morgen ab.

Und er hatte Glück. Zwei Männer trugen den wertvollen und großen Teppich hinaus auf den Hof und ließen ihn liegen. Zwar klagten sie ein bißchen über die unglaubliche Schwere des Teppichs, aber sie schöpften keinen Argwohn, und so konnte der Dieb gemächlich, als die Luft rein war, aus seinem Teppich kriechen und flüchten.

■ Aus unserem Raritätenkasten. ■

512.

Eine einzige Klatschrose enthält etwa 50 000 Samenkörner.

513

Der Vatikan wurde in zweihundert Jahren in der Regierungszeit von 23 Päpsten gebaut.

514.

Walussispringer erreichen ohne Hilfsmittel eine Sprunghöhe von 2,50 Metern.

515.

Die Bengalen am Mittelkongo haben an der Stirn Ziernarben von fast zwei Zentimetern Höhe.

516.

Goldmünzen weisen niemals Mikroben auf; das gelbe Metall gilt deshalb als bakterientötend.

517.

Der Saturnring bildet eine Ebene und umgibt den Planeten in der Höhe seines Aequators. Während seiner Umlaufszeit um die Sonne befindet sich diese zweimal innerhalb dieser Ebene des Ringes.

518.

In ganz Afrika gibt es nur zwei selbständige Staatsgebiete, nämlich das Kaiserreich Abessinien und die Negerrepublik Liberia.

519.

Der zur Familie der Sturmvögel gehörende Albatros, der die Weltmeere der südlichen Halbkugel bewohnt, hat die größte Flügelspannweite aller Vögel.

520.

Es gibt verhältnismäßig wenig vollkommen ausgestorbene Tierordnungen.

521.

Ist die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt, so vermögen einige Pflanzen (Frauenmantel, Mais, Erdbeere, Weizen usw.) Wasser in flüssiger Form aus den Blättern herauszupressen.

522.

Der angenehme Duft der Birke rührt von dem Harzüberzug der Blätter her, die sich gegen allzu starke Verdunstung schützen müssen.

523.

Manche Pflanzenteile sind geotrop, d. h. sie haben die Eigenschaft, sich bei ihrem Wachstum in bestimmter Richtung zur Schwerkraft zu stellen.

524.

In Kanada kommt auf jeden neunten Einwohner ein Fernsprecher.

525.

Monogramme auf Briefpapier wurden erst im Jahre 1865 eingeführt.

526.

Eine Taschenuhr tickt in der Sekunde fünfmal, in der Minute dreihundertmal, in der Stunde 18 000 mal.

■ Fröhliche Ecke. ■

Mark Twain war in der Kirche und geht mit dem Pfarrer nach Hause.

„Ihre Predigt war sehr schön!" sagt Mark Twain. „Aber ich habe ein Buch, in dem steht sie drin. Jedes Wort!"

Der Pfarrer ist doch ein bißchen beleidigt, daß man seine Urheberschaft anzweifelt: „Können Sie mir das Buch zuschicken?"

„Gern!"

Und Mark Twain schickte ihm ein — Wörterbuch.

*

Der König von Dänemark inspizierte eine Schule. Der Lehrer erhielt eine Zigarre. Das war ihm vorher gesagt worden; er hatte daher eine Rede auswendig gelernt, die folgendermaßen lautete: „Dies ist der schönste Tag meines Lebens. Ich werde an ihn denken, so lange ich lebe. Und vielen Dank auch für die Zigarre."

Aber der Anblick des Königs verwirrte ihn, und er sagte statt dessen:

„Dies ist die schönste Zigarre meines Lebens. Ich werde sie rauchen, so lange ich lebe."

*

Prinzipal (zum neuen Lehrling): „Hat Ihnen der Buchhalter gesagt, was Sie tun sollen?"

„Jawohl, wenn Sie kommen, soll ich ihn wecken."